Physiognomische Betrachtung einiger Insectenformen.

Von

H. v. Kiesenwetter,
Regierungsrath in Bautzen.

Ist die Natur nur grofs, weil sie zu zählen euch giebt?
Schiller.

Während es die Naturwissenschaften in der Hauptsache mit den Dingen, wie sie sich an und für sich, und abgesehen von der subjectiven Anschauung des Beobachters darstellen, zu thun haben, tritt die physiognomische Naturbetrachtung aus dem Kreise der Objecte in den Kreis der Empfindungen, und betrachtet den Reflex des durch die äufseren Sinne empfangenen Bildes auf das Gemüth und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Sie hat es daher vorzugsweise mit einer inneren Welt zu thun.

Abwege liegen hier nahe, leicht wird man sich in willkürliche phantastische Träumerei verlieren, in ein krankhaftes Empfinden, oder gar in ein saft- und kraftloses, des Naturforschers völlig unwürdiges Geschwätz. Allein der Mifsbrauch einer Sache beweist nichts gegen die Sache selbst, und die Berechtigung der physiognomischen Naturbetrachtung liegt in der nicht abzuleugnenden Wahrheit, dafs jedes Object in der Natur, so wie es sich unsern Sinnen darstellt, auf das empfängliche Menschengemüth — auf jeden, von dem es nicht heifst: sein Herz ist zu, sein Sinn ist todt — so wie das Menschengemüth eben geartet ist, einen gewissen Eindruck, freilich mehr oder weniger bestimmt, klar und lebhaft hervorbringen mufs.

Anders z. B. fühlen wir uns angesprochen, wenn unter tiefblauem Himmel über dem Spiegel des ägeischen Meeres, duftig blau am Horizonte hingehaucht, einzelne Inseln vor uns auftauchen, an-

ders, wenn wilde Sandsteinfelsen uns in waldige Schluchten einschliefsen, in denen ein kühler Wind in den Fichtenzweigen braust, anders, wenn das Auge über die eintönige Fläche wogender Saatfelder hinschweift. (Vergl. Humboldt's Kosmos II. 1 folg.)

So wie aber der ganzen Landschaft ein physiognomischer Ausdruck zukommt, so haben auch einzelne Vegetationsformen ein sehr bestimmtes Gepräge, theils insofern sie massenweise auftreten, theils als einzelne Individuen an und für sich. Wem sollte der verschiedene Effect der Trauerweide z. B. mit ihren schlaff herabhängenden Zweigen, der anmuthig schlanken Birke und der männlich kraftvollen, knorrigen Eiche entgehen können? Solche Eindrücke sind unbeweisbar, sie drängen sich dem Menschengemüth auch ungesucht auf. A. v. Humboldt aber war wohl der erste, der diese Seite der Natur der wissenschaftlichen Betrachtung zugeführt hat.

Anders bei den Insecten. Diese kleinen Geschöpfe wollen gesucht sein, ehe sie sich finden lassen, und gefragt, ehe sie antworten. Wohl mag gelegentlich einmal auch das Insectenleben als mit bestimmendes Element für den Character einer Landschaft sich geltend machen können, wenn z. B. auf einer kleinen, den Blick eng umschränkenden Waldwiese Schmetterlinge in reicher Fülle über die Blumen flattern, oder das vielstimmige Summen der Bienen am stillen Waldsaume in den abgeschiedenen Frieden der Einsamkeit das Bild heitern Lebens hineinträgt. So sagt denn auch der feinfühlende Schiller (im Spaziergange):

„Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee."

Aber das sind Ausnahmen. Im Allgemeinen mufs man für unsern Zweck Insecten an und für sich als selbstständige Individuen betrachten, und sich zu ihrem kleinen Sein herbei-, oder, wenn wir wollen, herablassen.

Formica rufa.

Wir haben alle den Ameisenhaufen beobachtet. Wie characteristisch ist die Erscheinung, wenn seine rührigen Bewohner in Aufregung versetzt von der Nähe eines bedenklichen Vorkommnisses, etwa von der Anwesenheit des naturforschenden Beobachters, in hellen Haufen aus dem Innern ihres Baues hervorquellen und immer dichter und dichter sich überstürzend, im hastigen Gewühle durcheinander wimmeln. Kaum giebt es ein zweites, gleich bezeichnendes Bild jener rastlosen, hin und her treibenden Thätigkeit, für welche die deutsche Sprache ebendaher das bezeichnende Wort

„ämsig, Aemsigkeit" gebildet hat. Der ruhelose Fleifs der Ameise, ihre sammelnde Sparsamkeit ist ein in Fabeln und Redensarten abgetragenes, aber wahres und schlagendes Gleichnifs. Zunächst beruht der physiognomische Effect des Ameisenhaufens allerdings auf dem anscheinend regellosen Hin- und Herrennen einer Masse von Thieren, deren tausendfach durcheinander gewirrte Wege das Menschenauge nicht zu verfolgen vermag. Nur im Ganzen kann es die Mafse der Erscheinung auffassen; der Versuch, dem Individuum zu folgen, mifsglückt, die Augen versagen den Dienst, gehen über, wie der Sprachgebrauch sagt, wir haben den Totaleffect des Wimmelns. Doch beruht dieser Effect nicht ausschliefslich und allein auf dem eben geschilderten Momente. Auch an den in einer Sammlung todt an der Nadel neben einander steckenden Ameisen, nehmen wir denselben Eindruck, wenn auch geschwächt, da ein wesentlicher Factor fehlt, doch noch positiv wahr. Ja die Betrachtung des einzelnen Individuums läfst ihn dem aufmerksamen Auge noch deutlich erkennen.

Das zähe, sehnige Thier ist nämlich klein, daher dem Auge nicht so leicht fafsbar, und überdem von einfach rostrother, mit braun gemischter, also wenig ausgesprochener Farbe. Zwischen einem Gewirr langer, in eckige Gelenke gebrochener Extremitäten sucht das Auge vergebens nach einer Centralmasse, worauf der Blick unwillkührlich ruhen könnte. Der Kopf ist unverhältnifsmäfsig grofs, er trägt starke kräftige Mandibeln, das Handwerkszeug des energischen Arbeiters; grofse geknicte, im Leben immer in vibrirender Bewegung herumtastende Fühler, Organe der Intelligenz. Der Bau ist lang und schmal und bietet eben nur Raum für die Insertion der Beine. Der Hinterleib ist winzig, — das hastige Thier hat weder die Aufgabe, oder die Zeit, viel zu verdauen, noch den Raum, viel Speise in sich aufzunehmen. Nirgends am ganzen Körper finden sich ruhige, in weichen Schwingungen verlaufende Umrisse, überall brechen sich die Linien unruhig zu scharfen Ecken, die Segmente schnüren sich zu Knoten zusammen und die Kanten des Hautsceletts spitzen sich zu Zähnen, Dornen, oder eigensinnig gekrümmten Haken zu. Ein treues Abbild des ganzen Seins der Ameise in der äufsern körperlichen Erscheinung. Die Ameise ist in der That der regsame, rücksichtslos zerstörende, dort mit eigensinniger Energie schaffende Arbeiter, der Repräsentant grofsartiger, gemeinsamer mechanischer Leistungen. Die Arbeiter, die wir bei Eisenbahnbauten etwa zu Hunderten Erde an- und abfahren, hacken und schaufeln sehen, und deren emsige Regsamkeit wir mit dem Gewimmel

des Ameisenhaufens vergleichen, treiben und leisten im Grofsen und für menschliche Zwecke das, was die Ameise in dem winzigen Verhältnisse ihres Ameisendaseins treibt und schafft.

Der physiognomische Eindruck der geflügelten Ameise ist wesentlich modificirt. Allein sie ist überhaupt weder ihrer Erscheinung noch ihrer Bestimmung nach das, was wir uns unter Ameise vorstellen. Dieser Begriff verkörpert sich lediglich in der geschlechtslosen, ungeflügelten Arbeiterameise.

Ateuchus sacer.

Das Heer der Käfer ist so vielgestaltig, dafs es schwer ist, einen gemeinsamen physiognomischen Character für sie aufzufinden. Die, im Gegensatze zur expansiven Form des Schmetterlings, auf sich selbst zusammengezogene, gegen die Aufsenwelt in sich abgeschlossene Individualität kann man vielleicht dafür ansprechen. Sie ist durch die feste, panzerartige Umkleidung, das Compacte, Knappe der Form, die verhältnifsmäfsig wenig entwickelten, an den Körper herangezogenen Extremitäten dem innern Wesen und dem äufsern physiognomischen Ausdrucke nach bedingt. Allein der plastische Stoff, woraus die schaffende Naturkraft den Käfer bildete, war so gestaltungsfähig, die Käfernatur so biegsam, dafs jedes neue Verhältnifs, dem diese oder jene Form angepafst wurde, grundverschiedene Gestaltungen hervorrief. So bildete sich der *Lixus*, der in den Markstengeln krautartiger Pflanzen lebt, zum langen Cylinder, wie er dem Aufenthaltsorte entsprach, die *Hololepta* plattete sich zum papierdünnen Blättchen, um sich zwischen Bast und Rinde eindrängen zu können, der Raubkäfer nahm die schlanken, aber kräftig und scharf ausgeprägten Formen an, wie sie der Natur des Raubthieres zukommen.

Die Modificationen des Haupttypus der Käfernatur sind daher unendlich und so scharf und characteristisch ausgeprägt, dafs sie völlig neue Typen bilden, auf deren Besprechung ich verzichte, da die Fülle des Stoffs jeden Versuchs, ihn zu bewältigen, spotten würde. Nehmen wir also eine einzelne Gruppe: die, in welcher Linné die Urform des Käfers erblickte, und auf die er den dem Käfer im Allgemeinen zukommenden Namen Scarabaeus der Alten speciell übertrug.

In der Hauptsache lsssen sich hier zwei Formen unterscheiden, die pflanzenfressenden Scarabaeen und die Dungkäfer. Den erstern gehört unter andern die allbekannte tölpelhafte Melolontha vulgaris an, oder die Cetonia aurata, zwar auch von massiver Form, aber

nicht ohne Schönheit in Gestalt und Färbung; unter den zweiten nenne ich als bekannteste Art den Geotrupes stercorarius. Die Verschiedenheit seiner äufsern Erscheinung von der der Ameise ist frappant; fassen wir aber, ehe wir näher darauf eingehen, die Eigenthümlichkeit der innern Natur des Thieres und seines Berufes ins Auge. Im ewigen Kreislaufe des Werdens und Vergehens werden alle todte, ausgeschiedene Stoffe, die ihr Leben gelebt, ihren Zweck erfüllt haben, die die Erde verunreinigen, die Luft verderben würden, durch eine mannigfaltige Schaar Wesen, denen dieser Zweig der Wohlfahrtspolizei im Naturleben übertragen ist, eifrig beseitigt. Dieser Beruf ist ihnen Lebensbedingung, seine Erfüllung Lebensbedürfnifs. So ist dem Geotrupes stercorarius und seinen Verwandten der Dünger die Nahrung; ihre Geschäftigkeit beseitigt die schmutzigen Massen in kurzer Zeit, indem sie dieselben theils verscharren zu künftiger Nahrung für ihre Brut, theils selbst als Nahrung in sich aufnehmen, und so in organische, lebensfähige und lebende Materie verwandeln.

Dem Thiere ist also eine unsaubere Aufgabe zugetheilt, ein niedriger Beruf, ein gemeiner Sinn, eine unedle Form. Der Körper erfüllt durch Aufnahme grofser Nahrungsmassen seinen Zweck, daher ist er rundlich, voluminös, wenig modellirt. Die Beine sind kräftig, stark bedornt, zur harten Arbeit des Scharrens und Grabens vorgerichtet, und das ganze Geschöpf zeigt sich als ein handfestes, plumpes, gemeines Wesen, dem zwar die Gottesgabe des Fliegens verliehen ist, das es aber nur zum unbeholfenen, plumpen Fluge bringt. Seine gemeine Natur zieht es bald wieder zum Boden, schwerfällig brummend schnurrt es herab. Ueberlassen wir es einer Geschäftigkeit, die eben nur einem Dungkäfer anziehend sein kann.

Ein Verwandter des Vorigen ist *Ateuchus sacer*, der Scarabaeus der ägyptischen Hieroglyphen, dessen Bildnifs sich auf so vielen Monumenten wiederholt, die aus der altägyptischen Kulturperiode auf unsere Zeiten gekommen sind. Die Abbildungen sind characteristisch genug, um die frappante Gestalt des Thieres mit völliger Sicherheit wiederzuerkennen.

Merkwürdig genug: das Thier hat direct für den Menschen weder Schaden noch Nutzen, und doch hat es seit Jahrtausenden ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und fesselt sie noch heute in aussergewöhnlichem Grade. Als ich vor Jahren am Meeresstande von Perpignan der Arbeit eines dieser Thiere zusah, berichtete mir ein zufällig an mich herantretender Arbeiter ziemlich genau die eigenthümliche Lebensweise und Entwicklungsgeschichte des Thieres.

Es formt nämlich aus Dünger ziemlich grofse Kugeln, die es mit den zu diesem Behufe besonders geschickten Hinterbeinen umfafst und so bis zu einem ihm geeignet scheinenden Platz bringt. Hier scharrt es mit seinem schaufelartig gebildeten Kopfschilde, mit den zum Graben vortrefflich geeigneten Beinen in kurzer Zeit in dem weichen Sandboden ein tiefes Loch, das Weibchen legt die Eier neben die zur Nahrung für die künftig auskriechende Brut bestimmte Kugel unten hinein, dann wird alles sorgfältig wieder zugescharrt, und die jungen Larven nähren sich und wachsen unter der schützenden Decke der Erde, sicher vor den Nachstellungen der Vögel oder Raubinsecten und vor den versengenden Strahlen der glühenden südlichen Sonne.

Machen wir uns auch hier den physiognomischen Eindruck klar: Das Thier ist grofs, die Gröfse aber macht den Eindruck des Bedeutenden, freilich auch daneben des Ungeheuerlichen, Ungeschlachten. Für den Entomologen, dessen Auge an den Verkehr mit kleinen Formen gewöhnt ist, macht sich letzteres Moment entschieden geltend. Es ist ferner schwarz. Das Schwarze, als solches, aber macht den Eindruck des Ernsten, Feierlichen, Bedeutungsvollen. Die Form ist zwar plump, aber doch entschieden ausgeprägt, nicht so ganz unbedeutend, rundlich-voluminös als bei den Geotrupen, die Linien des Umrisses haben ihren besonderen Character, die kronenartige Auszackung des Kopfschildes, die gezahnten Schienen der Beine, ihre Einlenkungsweise an dem Körper, ihre starre Behaarung, alles giebt dem Thiere ein abenteuerlich groteskes, wunderbares Ansehen, besonders dann, wenn wir es uns aus der Schachtel des Entomologen hinausdenken an seinen Platz, etwa nach Aegypten, wie es über den sonnenbestrahlten, weifsen Sand mühselig die grofse Kugel hinter sich her rollt, einem Sisyphus gleich, heute sowie seit Anbeginn der Schöpfung. Die Macht dieses physiognomischen Eindrucks ist auf das Entschiedenste dargethan in dem religiösen Cultus, den der zu symbolisirender Verehrung einzelner Thierformen neigende Aegypter ihm weihte.

Parnassius Apollo.

Der flatternde, gaukelnde Flug, der zweifelnde Flügel, wie Schiller überaus glücklich sagt, ist des Schmetterlings bekanntes Erbtheil. Doch ist dies nichts weniger als ein Zeichen unsicherer Schwäche, sondern ganz im Gegentheile das Ergebnifs übersprudelnder Kraft. Das Thier weifs seinen Flug mit voller Sicherheit zu lenken: Zwei Schmetterlinge begegnen sich, verstehen sich, und im

raschesten Wirbel schwingen sie sich spielend in die Lüfte. Das kokett flüchtende Weibchen voran in den krausesten Zickzackwendungen, das Männchen ihm nach, mit der gröfsten Sicherheit jede einzelne Wendung fast in demselben Momente wiederholend. So ist das Flattern des Schmetterlings etwa, aber in höchster Potenz mit dem muthwilligen Hüpfen und Springen junger Thiere zu vergleichen, die Bethätigung, das ausströmende Jubeln innerer Lebenslust, Lebensfülle, Lebenskraft. Der Schmetterling braucht keine Nahrung, die Raupe hat gefressen, der Falter nascht nur den Honig von den Blüthen, über denen er sich wiegt. Er ist seinem Wesen nach der Repräsentant und das Bild des vollsten, unbekümmerten, in tausend unbeständigen Launen sich ergehenden, in tausend momentanen Regungen ewig wechselnden Willens fortgetragenen Lebensgenusses; oder, wie das sinnige Gleichnifs der Griechen will, der von den beengenden, lastenden Banden der Körperlichkeit, von den Fesseln der alltäglichen Misere losgelösten Psyche. Stimmt nun mit diesem innern Wesen des Thieres die äufsere Erscheinung überein? Wie verschwindend klein ist der Körper, dessen Schwere das Thier zur Erde herabziehen würde, wie tritt seine wenig ausgeprägte, nichtssagende Form, seine unbedeutende Färbung zurück gegen die mächtigen, schöngeformten, schöngefärbten, schöngezeichneten Schwingen, deren leichtester, dem bunten Willen des Geschöpfes gehorchender Flügelschlag das beinahe körperlose Wesen in der Luft schaukelt.

Wenn das der physiognomische Character des Schmetterlings im Allgemeinen ist, so modificirt und individualisirt sich im Specielleren dieser Eindruck wesentlich. Aber auch hier kann nur Einzelnes aus der Fülle der Erscheinungen herausgegriffen werden.

Ins gröbere Materielle geht die Schmetterlingsform bei den Abend- und Nachtschmetterlingen über. Namentlich bei den Spinnern nimmt das Element des Plumpen und Ungeschickten so überhand, dafs es den physiognomischen Hauptcharacter fast ganz aufhebt. Ein deutliches Beispiel bietet der Seidenspinner *Bombyx mori*, seiner physiognomischen Erscheinung nach ein alltäglicher, plumper Gesell: sehr nützlich, aber auch weiter nichts. Noch eine andere Form aus derselben physiognomischen Gruppe, doch schon von mehr Ausdruck ist *Bombyx caja*, der Bärenspinner, ein bunter, selbstgefälliger Bursche, dem Immermann im Tulifäntchen, willkürlich zwar, aber nicht ohne Glück die Rolle eines wohlbepelzten Kutschers zutheilt. Noch wesentlich abweichend von dem eigentlichen Faltertypus sind auch die Sphinxe, die kräftigsten, geschicktesten Flieger

unter den Schmetterlingen. Man sieht es dem schmeidigen, fischgleich gebauten, nach hinten verjüngten Körper, den langen, schmalen, starksehnigen Flügeln an, wie der Flug des Schmetterlings hier nicht mehr für blofses Spiel bunter Laune, sondern auf wirkliche Reisen berechnet ist. Und in der That macht der schöne *Sphinx nerii* und einige verwandte Arten fast alljährlich die Reise aus dem nördlichen Afrika nach dem südlichen Frankreich oder Spanien als wahrer Zugvogel.

Den eigentlichen Typus des Schmetterlings haben wir in dem Tagfalter der entomologischen Systematik zu erblicken. Ich wähle daraus eine einzelne Art, den *Parnassius Apollo*. Betrachten wir seine Eigenthümlichkeiten, soweit sie als Momente für den physiognomischen Eindruck in Betracht kommen, und wie sie sich aus der Vergleichung mit andern, demselben Haupttypus angehörenden Formen entwickeln werden.

Der Schmetterling gehört zuvörderst zu unsern gröfsten Tagfaltern. Seine Gröfse sichert ihm in gewissem Grade unsere Beachtung, denn, wie schon oben bemerkt wurde, der physiognomische Eindruck der Gröfse als solcher ist vorzugsweise der des Bedeutenden, so wie umgekehrt das Kleine als solches den Eindruck des Unbedeutenden, wenn auch Zierlichen und Netten zu machen pflegt. Er ist ferner weifs, eine Farbe, die an und für sich den Character des Reinen, Edlen, Heitern an sich trägt. Vergleichen wir dagegen, des Contrastes wegen, die nordische Hipparchia Norna. Ihr mattes, trübes Braun giebt uns davon Zeugnifs, wie die farbenspendenden Strahlen der Sonne nur spärlich bis zum Vaterlande des Thieres hinaufreichten, und schliefst den Eindruck einer edlen Schönheit aus. Aber auch energisch gefärbte Schmetterlinge, mag auch die Wirkung ihrer Farben schön sein, wie z. B. bei Vanessa Jo, oder prächtig wie bei Vanessa Atalanta, oder anmuthig wie bei Polyommatus Adonis stehen dem Parnassius Apollo nach. Freilich kann aber auch Weifs, gewissermafsen als Kehrseite, den Eindruck des Unbedeutenden, Nichtssagenden haben, wie das Beispiel der Pontia crataegi, oder anderer Weifslinge nachweist. Allein die weifse Fläche wird hier durch eine ziemlich einfache Zeichnung wirkungsvoll unterbrochen. Sie besteht aus einzelnen schwarzen Flecken von wenig ausgeprägter Form und ohne scharfe Umrisse, die an und für sich — man vergleiche Doritis Mnemosyne oder Pontia brassicae — noch nicht ausreichen würden, ein schönes Thier herzustellen. Allein rothe Augenpunkte, deren bestimmte Rundung und scharfe Zeichnung im Gegensatze zu den unbestimmten Formen der schwar-

zen Flecke doppelt hervortritt, hebt das Ganze zum Eindrucke bedeutsamer, dem künstlerisch fühlenden Auge wohlthuender Schöne, die sich um so entschiedener geltend macht, je weniger an Zeichnung und Farbe dabei aufgewendet ist. Mit dieser schönen und wirkungsreichen Einfachheit stimmt der anmuthig gerundete, ganz einfache Flügelschnitt und der einfach glatte Flügelrand überein, der weder sauber gefranzt ist, wie bei so vielen Tineaceen, noch zierlich gezähnelt, wie bei vielen Spannern, noch ausgenagt, wie bei den Vanessen, noch gar in Zipfel ausgezogen, wie bei Papilio Machaon oder Podalirius.

Beachten wir endlich noch den durchsichtigen, unbestäubten Flügelsaum, der dem Ganzen etwas Leichtes, Aetherisches giebt, so haben wir vielleicht die wesentlichsten physiognomischen Momente hervorgehoben, und wollen nur noch darauf hinweisen, dafs Parnassius Apollo bekanntlich nach den verschiedenen Orten seines Vorkommens stark variirt, und dafs nur bei recht schönen Exemplaren — wo weder die Grundfarbe ins Gelbliche zieht, oder durch schwarze Bestäubung zu wesentlich alterirt wird, noch das schöne Roth der Augenflecke zu einem matten Orange verschiefst — das oben Gesagte zur vollen Geltung kommt.

Dann aber ist der Schmetterling in der That ein in einfach edler Schönheit anziehendes Thier, von dem es sich begreift, dafs ihm Uhland sein erstes Distichon [1]) widmen konnte.

Nemoptera Coa.

Jahre lang leben die Larven unserer Ephemeren, z. B. der Palingenia longicauda, im Uferschlamme der Flüsse ein verstecktes vegetatives Leben. Plötzlich zur Zeit der Verwandlung brechen sie an einem warmen Abende zu Hunderttausenden gemeinschaftlich aus ihren Puppen, Hüllen; flattern, einem Schneegestöber vergleichbar, mit unsicherm Fluge über die Wasserfläche, begatten sich, und enden nach wenig Stunden ihr letztes Lebensstadium. Es war nur die schnell vergängliche, dem Genusse der Liebe und der Sorge für die Brut geweihte Blüthe eines langgefristeten Larvendaseins. Für diese kurze Blüthezeit aber bedurfte es keiner kräftig gearteten, widerstandsfähigen Bildung; für die flüchtigen Stunden einer solchen Existenz reicht eine schwache Hülle, ein zarter Flügel aus.

---

[1]) An Apollo den Schmetterling.
Göttlicher Alpensohn, sei huldreich uns Epigrammen;
Ueber der nächtlichen Kluft, flatterst du spielend im Glanz.

Und in dieser zarten Schwächlichkeit ist der physiognomische Character der Neuropteren im Allgemeinen ausgesprochen. Doch kommt er wohl den Ephemeren in höherem Grade zu als den übrigen, es tritt aber bei ihnen als weiter bestimmendes Moment für den physiognomischen Eindruck die bleiche Farbe und eine gewisse Unbeholfenheit in der Form hinzu.

Während so die gröfseren Ephemerenformen einen halb gespenstigen, traumhaften Eindruck auf den Beobachter ihrer nächtlichen Ausflüge zu machen geeignet sind, modificirt sich der allgemeine physiognomische Character bei andern Formen ins Abentheuerliche und Ideal-phantastische. Die letzte harmlose Blüthe des Neuropterendaseins bedarf keiner nach strengen Zweckmäfsigkeitsrücksichten zugeschnittenen Form.

In der That giebt es sehr frappante Bildungen unter ihnen, und wenig Insecten sind von auffallenderer Gestalt als die Nemopteren. Die hier gewählte Art fliegt in dem südöstlichsten Theile von Europa. Ich selbst habe sie in Menge bei Athen am Fufse des Lycabettus gefangen, wo sie über dürren Gräsern, einer Flocke gleich, sich mit schwankendem Fluge in der Luft umhertrug. So langsam war ihre Bewegung, dafs man sie mit einiger Geschicklichkeit mit zwei Fingern in der Luft greifen konnte. In den durchsichtigen, hell meergrünen, mit matten Flecken gezeichneten, vielgeäderten Oberflügeln, in den abenteuerlich langgestreckten, zu jedem Gebrauch unfähigen Unterflügeln, in dem dürftigen Körper, in den schwächlichen Beinen, spricht sich die ephemère Natur, die ganze zarte Schwäche des phantastischen Gebildes aus, dessen gleichsam hingehauchte Formen uns an die Elfen oder Sylphen des Mährchens erinnern mögen.